

te verwendet, um ihren Haushalt zu führen, und dass die Differenz zum nicht-weißen Anderen erst vorgeführt und dann zum Verschwinden gebracht wird – das hat, wie die folgenden Ausführungen zeigen, eine lange Geschichte.

## SCHWEIZER WARENRASSISMUS

Im Frühjahr 1933 erschien im *Zürcher Tages-Anzeiger* ein Inserat (vgl. Abbildung 4), das fast die Hälfte der Zeitungsseite einnahm. Zu sehen ist eine Gestalt mit nackten Füßen in einem weißen Leinenkleid, die auf einem Schemel sitzt und auf einen Zierkaktus blickt. Ausgestattet ist die Figur mit den Merkmalen, die der zeitgenössische koloniale Diskurs Schwarzen Menschen zuschreibt: krause Haare, breite Lippen, eine fliehende Stirn, eine flache Nase und – mit Ausnahme des weißen Gesichts – Schwarze Haut. Den überdimensionierten Kopf, welcher der Figur ein kindliches Aussehen verleiht, auf die Hand gestützt, die Lider fast geschlossen, die Stirn in Falten gelegt, scheint die Person in schwermütige Gedanken versunken zu sein. Worüber denkt sie nach?

Der Text hilft der Leserin auf die Sprünge: Unter dem Bild ist in großen Lettern »... wehmütige Gedanken an Suraja ...« zu lesen und darunter steht in kleinerer Schrift: »Da sitzt er nun – unser weisser N [...] – und denkt an seine ferne Ehehälfte. Täglich sieht er nämlich im Globus diese überwältigende Auswahl an praktischen Bedarfs-Artikeln, täglich grüssen ihn aus allen Abteilungen Weisse Waren in Hülle und Fülle. Und seine Suraja sitzt in einem stillen Dorf tief in Afrika und kann von all diesen Herrlichkeiten nichts profitieren. Der Neid überkommt ihn – den weissen N [...] – wenn er die vielen sparsamen Hausfrauen sieht, die mit Kauf-Freude durch den Globus gehen und sich all das besorgen, was sie für Haus und Hof, für Küche und Keller, für Kind und Kegel brauchen. Nur seiner Suraja entgehen all diese Vorteile ... sie ist halt zu weit weg vom Globus.« Die Anzeige befindet sich, umgeben von Kleininseraten, auf einer Werbeseite der Tageszeitung. Sie war, so heißt es in der Hauszeitung des Warenhauses *Globus*, welches das Inserat geschaltet hatte, beim Publikum auf große Resonanz gestoßen.<sup>9</sup>

<sup>9</sup> | Henauer, W., »Die Geschichte des weissen N [...], in: Hauszeitung *Globus* 1933(6).

Abbildung 4: Wehmütige Gedanken an Suraja,  
Inserat für das Warenhaus Globus 1933



Quelle: Zürcher Tages-Anzeiger, 28. April 1933

Wer ist ›unser weißer N-‹<sup>10</sup>, wieso sitzt er voller Heimweh vor einem Kak-tus und warum überkommt ihn der Neid beim Anblick Schweizer Hausfrauen? Was hat diese Figur in einer Schweizer Tageszeitung zu suchen? Wer ist Suraja? Und warum wird gerade dieses Inserat verwendet, um Schweizer Hausfrauen dazu zu bewegen, ›weiße Waren‹ zu kaufen?

Die Figur des ›weißen N-‹, die zwischen 1933 und 1935 in der deutschsprachigen Schweiz als Werbeträger zum Einsatz kam, stellt im Folgenden den Ausgangspunkt für eine Reflexion über den Zusammenhang von Konsum, Kolonialität, Weißsein und dem Ideal der Schweizer Hausfrau dar. Wegleitend dafür ist das Konzept des Warenrassismus, das Anne McClintock entwickelt hat. Sie zeigt damit, wie die neu entstehende Konsumkultur im spätviktorianischen Großbritannien die großflächige Zirkulation kolonialer Vorstellungen, Konzepte und Bilder befördert hatte.<sup>11</sup> Dieser Zusammenhang erfordert es, so die Autorin, von einem neuen Typus des Rassismus zu sprechen, den sie als ›commodity racism‹, als Warenrassismus, bezeichnet. In der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts fand demnach eine signifikante Verschiebung vom wissenschaftlichen Rassismus, der vor allem in gelehrteten und elitären Zirkeln verbreitet war, zum Warenrassismus statt. Letzterer erreichte durch die aufkommende Konsumkultur breite Schichten der Bevölkerung und verknüpfte bestehende Vorstellungen von Waren, Besitz, Genuss, Status, Zivilisation, ›Rasse‹, Moderne, Geschlecht und Sexualität auf neue Weise.<sup>12</sup> Diskursi-

**10** | Das N-Wort wird im Folgenden als ›N‹ angeführt und in Zitaten als ›N[...]‹ wiedergegeben, um die rassistische Verletzung, die es beinhaltet, abzuschwächen und eine Distanz zum rassistischen Gebrauch dieses Begriffs zu markieren. Das N-Wort sollte, so führt Grada Kilomba aus, »alle südlich der Sahara lebenden AfrikanerInnen kategorisieren und wurde während der europäischen Expansion erfunden. Das N-Wort ist also in der Geschichte der Versklavung und Kolonialisierung situiert, d.h. es ist ein Begriff, welcher mit Brutalität, Verwundung und Schmerz einhergeht«. (Kilomba 2009, o.S.)

**11** | Schon die Anfänge der Konsumgesellschaft Ende des 17. Jahrhunderts gehen mit der Verbreitung von Kolonialgütern einher, insbesondere mit Tee und Kaffee, indischen Stoffen, chinesischem Porzellan und Zucker (Stearns 2010, 16).

**12** | Für die Geschichte der Konsumgesellschaft siehe König 2000 und für einen Überblick über die Forschung zur Konsumkultur Lury 2011 und Cohen 2003. Für die Veränderung der Situation der Arbeiterschaft in Europa durch die Kolonialware Zucker siehe Mintz 1987.

ve Konstellationen, die auf den Kolonialismus und den transatlantischen Sklavenhandel zurückgingen, wurden dabei in ein neues Verhältnis zu einer kapitalistischen Ordnung gesetzt, die sich durch den aufkommenden Massenkonsum und neue Formen der Werbung auszeichnete.

Damit änderte sich auch die Art und Weise, wie sich koloniales Wissen entwickeln, durchsetzen und verbreiten konnte. Beim wissenschaftlichen Rassismus waren es ethnologische, medizinische oder naturwissenschaftliche Zeitschriften, Reiseberichte oder Ethnografien, beim Warenrassismus hingegen Werbung, Zeitschriften, Völkerschauen und Ausstellungen, die koloniale Bilder, Fantasien und Denkmuster in einem populärkulturellen Kontext vermittelten und für die breite Bevölkerung zugänglich machten.<sup>13</sup>

Die explosionsartige Verbreitung von Plakaten, Druckschriften und Werbematerialien Ende des 19. Jahrhunderts ging auch auf revolutionäre technische Veränderungen zurück: Obwohl es die Chromolithografie, den Mehrfarbensteindruck, bereits seit 1830 gegeben hatte, konnten Fünf-Farb-Drucke aus ökonomischen Gründen erst ab den 1880er Jahren im großen Stil hergestellt und für Werbezwecke verwendet werden.<sup>14</sup> Werbebilder begannen nun in großer Anzahl in der Gesellschaft zu zirkulieren: Sie klebten an Wänden und Plakatsäulen, erschienen in Schaufenstern und auf Werbetafeln, kursierten als Beilage und Inserate in Zeitungen und Zeitschriften, zierten Zigarettenpackungen und Nahrungsverpackungen und wurden zu Sammelobjekten von Kindern und Erwachsenen.<sup>15</sup> Mit den neuen Möglichkeiten der Werbung setzte sich auch das *Branding* durch, die Bindung von Alltagsgegenständen an die Namen der Herstellerfirmen. Gleichzeitig wurden Produkte verstärkt mit gesellschaftlich dominanten Normen und Idealen aufgeladen: »Ehemals triviale Gebrauchsgegenstände, deren Herstellerfirma kaum bekannt und auch von geringem Interesse war, wurden also durch das Zeichensystem der Werbung zu bedeutungsvollen ›Trägern der Zivilisation‹ stilisiert.«<sup>16</sup>

McClintocks These von der Entstehung und Bedeutung des Warenrassismus wird besser nicht als strenge Zäsur gelesen. Unzweifelhaft veränderten sich koloniale Repräsentationsformen mit dem modernen Massenkonsum. Allerdings entstanden populäre Formen des Rassis-

---

**13** | McClintock 1995, 33.

**14** | Ciarlo 2011, 3f.

**15** | Ciarlo 2011, 3.

**16** | Wolter 2005, 51.

mus nicht erst damit. Der Massenkonsum ermöglichte es vielmehr, bestehende rassistische Vorstellungen und Bilder auf neue Weise zu popularisieren und dabei auch zu transformieren. Für die Schweiz waren die Missionsgesellschaften, die einen großen Teil der Bevölkerung in ihre Aktivitäten einbinden konnten, bereits Mitte des 19. Jahrhunderts wichtige Multiplikatorinnen von kolonialen Bildern und Ansichten. Weit über die bürgerliche Oberschicht hinaus boten sie christlichen Akteur\*innen die Gelegenheit, sich mit der ›Civilisationsmission‹ zu verbinden und an ihr mitzuwirken. Der Warenrassismus stützte sich auf dieses bestehende koloniale Vorwissen und konfigurierte es auf neue Weise.

Im Folgenden verwende ich das Konzept des Warenrassismus, um einem bislang wenig beachteten Aspekt der Schweizer Geschichtsschreibung auf die Spur zu kommen: der intersektionalen Verflechtung von Geschlecht und ›Rasse‹ in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Meine Nachforschungen setzen in der Zwischenkriegszeit an und fokussieren die breite gesellschaftliche Durchsetzung bürgerlicher Normen und Praktiken. Die seit dem späten 18. Jahrhundert entstehende bürgerliche Geschlechterordnung wurde dabei verstärkt als Ideal für alle Gesellschaftsschichten propagiert. Ihre Grundlage ist die Aufteilung der Tätigkeitsbereiche von Mann und Frau in einen öffentlichen und einen privaten Raum und die Vorstellung, dass sich diese (hierarchisch strukturierten) Bereiche komplementär ergänzen. Wie Karin Hausen ausführt, geht damit die Vorstellung geschlechtsspezifischer Dispositionen einher, die diese Aufteilung begründen und legitimieren. Es wird »mit den um die Merkmalsgruppen Aktivität-Rationalität für den Mann und Passivität-Emotionalität für die Frau gruppierten Eigenschaften der Mann eindeutig und explizit für die Welt und die Frau für das häusliche Leben qualifiziert«<sup>17</sup>.

Parallel zur Einführung und ontologischen Begründung eines komplementären Geschlechtermodells wurde die Kindheit gänzlich neu wahrgenommen und sozial gestaltet.<sup>18</sup> Kinder, die vorher als kleine Erwachsene betrachtet und entsprechend behandelt wurden, galten nun als eigene Wesen, die einer spezifischen Sorge- und Erziehungspraxis bedurften. Wie Gisela Bock und Barbara Duden festhalten, war diese Entwicklung unauflösbar verbunden mit der Entstehung neuer Aufgaben für Frauen: »Es entstand die Kindheit und mit ihr die Mehr-Arbeit der Frauen

**17** | Hausen 1976, 377.

**18** | Ariès 1978.

in der Kinderstube.«<sup>19</sup> Die psychische, soziale und intellektuelle Entwicklung der neuen Generation galt nun als eine bedeutsame Aufgabe, die der natürlichen Berufung der Frau entspricht. Bock und Duden sprechen von einer Propagandabewegung riesigen Ausmaßes, die im 19. Jahrhundert in Gang gebracht worden ist, »um die Mutterrolle als ›natürliche Bestimmung‹ der Frauen durchzusetzen«<sup>20</sup>.

Die um 1800 entwickelten Idealvorstellungen von Familie korrespondierten anfänglich (wenn überhaupt) allenfalls im gebildeten Bürgertum mit realen Lebensverhältnissen.<sup>21</sup> Im Zuge des 19. Jahrhunderts fanden sie aber, nicht zuletzt durch geschlechtsspezifische Bildungssysteme, verstärkt Eingang in andere Bevölkerungsschichten. Der moderne Begriff der Familie wurde im 19. und 20. Jahrhundert über das städtische Bürgertum hinaus zunehmend für die gesamte Bevölkerung bedeutsam.<sup>22</sup> Damit verbunden war die Entwicklung und Durchsetzung eines Ideals der Hausfrau, das über alle Schichten hinweg zum normativen Bezugspunkt wurde. Damit begann ein Prozess, »in dem sowohl aus der Hausherrin wie aus dem *Hausmädchen* eine *Hausfrau* wird, die im eigenen Heim unbezahlte Hausarbeit aus Liebe verrichtet. Dieser Prozeß läßt sich beschreiben als eine Angleichung, Nivellierung, Homogenisierung der Situation von Frauen ganz unterschiedlicher Position in Bezug auf die Hausarbeit.«<sup>23</sup>

Aufgrund der enormen »Ausstrahlungskraft des bürgerlichen Familienideals«<sup>24</sup> auf alle Familienverhältnisse und seiner weiten Verbreitung wurde die Arbeit von Frauen neu bestimmt. Zwar hatten sie sich schon vorher um die Besorgung des Haushalts gekümmert. Was damals aber als materielle Existenzsicherung und unvermeidbare Tätigkeit galt, wurde neu mit affirmativen Werten und Affekten aufgeladen. Wie Elisabeth Joris und Heidi Witzig schreiben, bestand die Arbeit der Hausfrau nun auch darin, eine besondere Atmosphäre für die anderen Familienmitglieder zu schaffen und ihre Selbstverwirklichung in der Aufopferung zu finden: »Die Erfüllung dieser Aufgabe war nicht Pflicht, sondern Quelle der Freude, war Ausfluss des eigentlichen Wesens der Frau. Hausarbeit war

---

**19** | Bock und Duden 1977, 134.

**20** | Bock und Duden 1977, 135.

**21** | Hausen 1976, 383.

**22** | Bock und Duden 1977, 122. Vgl. auch Rosenbaum 1982.

**23** | Bock und Duden 1977, 157 [Hervorhebung im Original].

**24** | Rosenbaum 1982, 477.

nicht Arbeit, sondern Liebe, Aufopferung, Aufgehen in den Bedürfnissen der Familie.«<sup>25</sup> Dieses Ideal der guten Hausfrau setzte sich als gesellschaftliche Norm in den 1930er Jahren weitgehend durch. Ab den 1950er Jahren, als eine größere Anzahl von Familien es sich ökonomisch leisten konnte, auf eines der Einkommen zu verzichten und so den Status einer nicht erwerbstätigen Hausfrau zu schaffen, schlug es sich auch vermehrt in der strukturellen Organisation der Gesellschaft nieder. Obwohl nach wie vor eine bedeutende Zahl von Familien auf zwei Einkommen angewiesen war, wurde das Hausfrauen-Ideal prägend für das Geschlechter- und Familienverständnis der Schweiz im 20. Jahrhundert.<sup>26</sup>

Die Durchsetzung des bürgerlichen Familienmodells wurde auch durch die Transformation der sozialen und ökonomischen Dimensionen ermöglicht. Dazu gehörte der Aufbau einer betrieblichen Sozialpolitik, die Brigitte Bernet und Jakob Tanner als Führungsstrategie beschreiben, die »seit dem Ersten Weltkrieg das Rückgrat des Industriekapitalismus und des «Schweizer Unternehmertums»<sup>27</sup> bildete. Im Zuge dieser sozialen Rationalisierung wurde die Rolle der Hausfrau stark befördert. So kamen die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert propagierten und von Firmen erstellten Wohnsiedlungen »dem Streben der Arbeiterfamilien nach bürgerlichen Verhältnissen – eigene vier Wände, ein Stück Gartenland, Intimität, die Frau als Hüterin der Häuslichkeit – entgegen«<sup>28</sup>. Weil die außerhäusliche Tätigkeit von Frauen als Ausnahme dargestellt wurde, sahen sich Arbeiterrinnen allerdings mit widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert, die aus ihrer Erwerbsarbeit auf der einen und den vorherrschenden Weiblichkeitsnormen auf der anderen Seite resultierten. Im Gegensatz dazu wurde Männern, und damit auch Arbeitern, die weniger konfliktreiche Rolle des Familienernährers angeboten.<sup>29</sup> Die einschneidenden emotionalen, sozialen und individuellen Veränderungen im Leben von Frauen (und Männern), die mit dem Modell des bürgerlichen Haushalts einhergingen, wurden von Diskursen unterstützt, in denen die kleinfamiliäre Arbeitsteilung als natür-

**25** | Joris und Witzig 1986, 31.

**26** | »Das Hausfrauenideal setzte sich nur langsam durch: 1870 waren über 50 % der (über 15-jährigen) Erwerbstätigen Frauen, nach dem 1. Weltkrieg bis Mitte der 1970er Jahre sank ihr Anteil aber stetig.« (Blattmann 2011, o.S.)

**27** | Bernet und Tanner 2015, 9.

**28** | Joris und Witzig 1986, 85.

**29** | Joris 2015.

lich und normativ richtig beschrieben wurde. Dies wirkte sich auch auf das Demokratieverständnis in der Schweiz aus, wo die Forderungen nach dem Frauenstimmrecht in den 1930er Jahren wieder leiser wurden und der Ausschluss von Frauen mit einem gewissen Stolz zum Merkmal der Schweizer Demokratie erklärt und »zu einem Gütesiegel der heilen Schweiz«<sup>30</sup> stilisiert wurde, wie Brigitte Studer schreibt.

Diese gesellschaftliche Entwicklung ist eng verflochten mit der »Eingangung der demokratischen Spielregeln«<sup>31</sup> in der Schweiz der 1930er Jahre. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 und die internationale Bedrohungslage führten zu einem rechtskonservativen »Rückzug ins Innere«<sup>32</sup>, der fortan politische und gesellschaftliche Aushandlungsprozesse dominierte. Dies zeigte sich insbesondere im Umgang mit denjenigen, die als Fremde wahrgenommen wurden. Entscheidende Änderungen hatte das »Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer« zur Folge, das 1931 verabschiedet wurde und 1934 in Kraft trat.<sup>33</sup> Es ermöglichte der Politik, die Zuwanderung zu regulieren und den wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Erfordernissen anzupassen, etwa durch die Einführung eines sogenannten »Saisonierstatuts«, einer eng begrenzten und streng geregelten Aufenthaltsgenehmigung. Der Ausländeranteil in der Schweiz wurde fortan nicht mehr primär über die Einbürgerung gesteuert, wie dies vor dem Ersten Weltkrieg der Fall war, sondern über die Zuerkennung und den Entzug von temporären Aufenthaltsbewilligungen. Wo Einbürgerungen vorgenommen wurden, orientierten sie sich verstärkt am Kriterium der Assimilation, womit die Unterscheidung zwischen assimilierbaren und nicht-assimilierbaren Personen an Bedeutung gewann.<sup>34</sup> Für Studer markiert die Einführung dieses Gesetzes den Abschluss eines Prozesses, den

---

**30** | Studer 2014b, 546.

**31** | Mattioli 1995, 11.

**32** | Zala 2014, 503.

**33** | Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer vom 26. März 1931, Bundesblatt 1931, Band 1, S. 425-434, online abrufbar unter <https://www.amtsdruckschriften.bar.admin.ch/start.do> (Zugriff am 24. September 2018).

**34** | Kury 2003, 185.

sie als »Schaffung und Etablierung eines zentralen bevölkerungspolitischen Kontroll- und Regulierungsdispositivs«<sup>35</sup> beschreibt.

Grundlegend für diese Entwicklung ist die Entstehung und Durchsetzung des sogenannten ›Überfremzungsdiskurses‹, der sich seit dem Ersten Weltkrieg ›wirkmächtig zu formieren‹<sup>36</sup> begann. Mit dem Begriff der ›Überfremzung‹ wurde die Vorstellung einer geistigen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Bedrohung der Schweiz und des Schweizerischen durch die Migration aus dem Ausland beschrieben. Obwohl der Ausländeranteil in der Schweiz zwischen 1910 und 1930 stark zurückging, wurde die ›Überfremzung‹ zu einem zentralen Topos öffentlicher Debatten. Wie Damir Skenderovic festhält, hatten diese Debatten eine enorm restriktive Migrations- und Einbürgerungspolitik zur Folge: »Die Einbürgerung setzte nun die kulturelle Assimilation voraus und galt somit nicht mehr als Mittel der Integrationspolitik, sondern als Zeichen der Aufnahme in die ›nationale Volksgemeinschaft.‹«<sup>37</sup>

Der Überfremzungsdiskurs naturalisierte ein rassistisches, antisemitisches und fremdenfeindliches Verständnis von Staatszugehörigkeit, das sich zunehmend institutionell und gesetzlich verankern konnte.<sup>38</sup> Der diskursive Vorteil des Überfremzungsbegriffs bestand darin, dass er mehrdeutig und flexibel eingesetzt werden konnte; Patrick Kury zufolge zielte er in der Zwischenkriegszeit insbesondere auf Jüd\*innen ab.<sup>39</sup> Allerdings bediente der Überfremzungsdiskurs in seiner Ausrichtung auf ›Unzivilisierte‹, ›Slaven‹ oder ›Orientalen‹ von Anfang an auch koloniale Register, wie Harald Fischer-Tiné dargelegt hat.<sup>40</sup>

**35** | Studer 2008, 99.

**36** | Kury 2003, 211. Der Begriff der ›Überfremzung‹ wurde von Carl Alfred Schmid in der Schrift »Die Fremdenfrage« 1900 zum ersten Mal verwendet. Vgl. Argast 2007, 270.

**37** | Skenderovic 2015a. In den 1930er Jahren wurden diese fremdenfeindlichen Diskurse politisch von der neu entstandenen Frontenbewegung aufgenommen sowie durch die an den Schweizer Universitäten prominent vertretene Rassenforschung gestärkt. Siehe dazu auch Germann 2016.

**38** | Bereits im Ersten Weltkrieg fand der Begriff Eingang in die Amtssprache; sein rasanter Aufstieg wird insbesondere mit der Schaffung der Fremdenpolizei 1917 in Zusammenhang gebracht. Vgl. Kury 2003, 211; Skenderovic 2015a.

**39** | Kury 2003, 212.

**40** | Fischer-Tiné 2015, 244.

Die politische Exklusion sowohl von Frauen durch deren Bindung an das Häusliche wie auch von Fremden durch den Überfremdungsdiskurs sind in der Schweizer Geschichtsforschung gut dokumentiert. Mein Ansinnen ist es im Folgenden, diese Befunde durch eine postkoloniale Perspektive zu ergänzen und dabei neue Forschungsfragen aufzuwerfen.

Folgt man Wulf Hund, Michael Pickering und Anandi Ramamurthy, dann beinhaltete der Warenrassismus ein Versprechen, das für die gesellschaftliche Kohäsion eingesetzt wurde: Das Weiß-Machen sollte Inklusion herstellen. Werbung stellte demnach klassenübergreifende Identifikationsangebote bereit, die mithilfe kolonialer Differenzmechanismen soziale Unruhen verhindern sollten: »Hereby commodity racism contributed to the social stabilisation of a capitalist society, which was substantially in trouble after the formation of the working class.«<sup>41</sup> Auch wenn viele der vermarkteteten Produkte für Arbeiter\*innen unerschwinglich blieben, bot die Werbung im öffentlichen Raum die Möglichkeit, sich mit einer imaginären weißen ›Rasse‹ zu identifizieren, die Zivilisation, Fortschritt und Überlegenheit verkörperte. Der Warenrassismus konnte auf diese Weise ein Zugehörigkeitsgefühl vermitteln, das von bestehenden Klassendifferenzen ablenken und sie transzendieren sollte. Er bot »whiteness as promise of belonging (and antidote against social discontent)«<sup>42</sup>.

Meine These ist, dass sich im Warenrassismus im Hinblick auf die Frauen ein ähnliches Versprechen und ein vergleichbares ›Gegengift gegen soziale Unzufriedenheit‹ ausmachen lässt. Der koloniale Kontext der Werbung ermöglichte die Herstellung eines semiotischen Überschusses, mit dessen Hilfe die Verbannung der Frauen ins Haus, die fortgesetzte Verweigerung oder erneute Beschneidung ihres Bewegungs- und Aktivitätsradius und ihre augenfällige politische, rechtliche und soziale Ungleichbehandlung in ein anderes Licht gerückt werden konnte: Die Tätigkeit der Hausfrau wurde mit der Teilhabe an einer überlegenen weißen Zivilisation verbunden. Um diese These zu belegen, ist der Rückgriff auf McClintocks Begriff des »Haushaltstrikults« (»cult of domesticity«)<sup>43</sup> hilfreich, der beschreibt, wie Metropole und Kolonie über das Häusliche miteinander verschränkt wurden. Einerseits versuchten Kolonialregierung und Missionen, europäische Geschlechternormen, Familienmodelle und

---

**41** | Hund, Pickering und Ramamurthy 2013, 15.

**42** | Hund, Pickering und Ramamurthy 2013, 15.

**43** | McClintock 1995, 5 und 209, siehe auch Comaroff und Comaroff 2013.

Häuslichkeit vorstellungen in den Kolonien durchzusetzen. Die sittliche Führung des Haushaltes wurde damit zu einem wirkmächtigen Element der Zivilisierungsmission. Andererseits war ›Rasse‹ konstitutiv für die Herstellung eines viktorianischen Kults der Häuslichkeit *in den Metropolen*, der als kultivierter imperialer Stil inszeniert und als Ausdruck eines zivilisierten weißen Europas zur Schau gestellt wurde. McClintock verdichtet diese Wechselwirkung in der Formel: »[D]omestic space became racialized, colonial space became domesticated.«<sup>44</sup>

Für die *interne* Organisation der britischen Gesellschaft erwies sich der koloniale Haushaltkult in zweierlei Hinsicht als bedeutsam. Erstens diente er der Erfassung, Kontrolle und Disziplinierung von Subjekten, die als deviant galten. Die ›Wilden‹ und ›Primitiven‹ der Metropole konnten anhand kolonialer Kategorisierungen und Praktiken gemessen, eingeteilt und überwacht werden: »[T]he idea of racial deviance was evoked to police the ›degenerate‹ classes – the militant working class, the Irish, Jews, feminists, gays and lesbians, prostitutes, criminals, alcoholics and the insane.«<sup>45</sup> Zweitens war der koloniale Haushaltkult konstitutiv für die Herstellung einer neu entstehenden bürgerlichen Mittelschicht, deren Selbstverständnis auch auf ihrer Abgrenzung von den Kolonialisierten gründete.

McClintocks Untersuchung zeitigt weitreichende Konsequenzen für eine Gesellschaftsanalyse, weil sie den Bereich des Häuslichen aus dem Windschatten der öffentlichen Angelegenheiten holt und zu einem zentralen Schauplatz für die Geschichtsschreibung macht. Das Private ist demnach nicht ein ›Hinterhof‹ der öffentlichen Sphäre, der die Versorgung, Pflege und Regeneration der männlichen Akteure sicherstellt. Vielmehr fanden hegemoniale Vorstellungen der modernen imperialen Lebensweise durch die Stilisierung des bürgerlichen Haushalts ihren Weg in die Öffentlichkeit: »In the process, the Victorian middle-class home became a space for the display of imperial spectacle and the reinvention of race, while the colonies – in particular Africa – became a theatre for exhibiting the Victorian cult of domesticity and the reinvention of gender.«<sup>46</sup> McClintock beschreibt damit einen gegenseitigen Verweisungszusammenhang zwischen Kolonie und Metropole, in welchem dem gepflegten modernen

**44** | McClintock 1995, 36. Zur viktorianischen Geschlechterpolitik vgl. Griffin 2014; Hall, McClelland und Rendall 2000; Ittmann 1995.

**45** | McClintock 1995, 43.

**46** | McClintock 1995, 34.

Heim eine Scharnierfunktion zukam: Während die (afrikanische) Kolonie zum Schauplatz eines bürgerlichen Haushaltstrikus wurde, der den ›rückständigen‹ Anderen beigebracht werden musste, mutierte der weiße, mittelständische Haushalt in Großbritannien zum Ausstellungsraum für das imperiale Projekt. Lässt sich dieser wegweisende Befund von McClintock auch auf die Schweiz beziehen und ermöglicht er es, die *Globus*-Kampagne mit dem ›weißen N-‹ in ein neues Licht zu rücken?

## DIE ERFINDUNG DES ›WEISSEN N-‹: ERSTER TEIL

Die in neuer Weise an die Frauen delegierten Aufgaben – die Schaffung einer spezifisch häuslichen Atmosphäre und die Sinnfindung in der Sorge um die Familie – entstanden im Kontext einer kolonialen Weltordnung. Wie wirkte sich diese Tatsache auf die Entwicklung der neuen Geschlechterordnung aus? Ausgehend von dieser Frage werden im Folgenden populäre und hegemoniale Medien untersucht, in denen die zeitgenössischen Normen von Weiblichkeit und Familie in der deutschsprachigen Schweiz der 1930er Jahre zum Zirkulieren gebracht wurden: Werbung, Illustrierete, Missionszeitschriften, Zeitungsartikel und Reiseliteratur.

Mein Fokus liegt dabei in erster Linie auf Bildern, Beschreibungen und Repräsentationen von Afrika, das als gänzlich Anderes der europäischen Kultur und von Kultur überhaupt fungierte. Afrika, so schreibt Mbembe, sei zum Inbegriff einer radikalen Andersheit geworden, der dem Westen als Kontrastfolie für seine globale Eigenständigkeit und Vorrangstellung diente. »Africa as an idea, a concept, has historically served, and continues to serve, as a polemical argument for the West's desperate desire to assert its difference from the rest of the world.«<sup>47</sup> Das galt auch für die Schweiz: Dichotome Vorstellungen von Afrika und Europa, Schwarz- und Weißsein, Zivilisation und Wildheit, Fortschritt und Stillstand sowie Christentum und Heidentum waren in der populären Kultur der Schweiz omnipräsent. In seiner Analyse von kolonialen Bildern zwischen 1880 und 1939 kommt Patrick Minder zu dem Schluss, dass Repräsentationen von Afrika und afrikanischen Menschen in der Schweiz weitaus häufiger zu finden waren also solche von Bewohner\*innen anderer Kolonialgebiete.<sup>48</sup> Meine Aus-

---

47 | Mbembe 2001, 2.

48 | Minder 2011, 405. Vgl. dazu auch Joris: »Verdichtete sich für die Schweizer